

DOSSIER

Vor lauter Bäumen ...

WALD. Man kann Versteckis spielen und den Hund spazieren führen, man kann Baumhütten bauen und Cervelats grillieren, man kann auf dem weichen Boden liegen und durch die Wipfel in den Himmel starren, man kann verbissen joggen und verliebt flanieren, Bäume umarmen und Vögel beobachten, Pilze suchen und Beeren sammeln – man kann jederzeit dem Lärm der Stadt oder der Enge des Büros entfliehen und in einem nahen Wald zur Ruhe kommen, besonders jetzt, im Frühling. – Im Dossier erzählen ein Förster und eine Kindergärtnerin, ein Künstler und ein Sammelweib, ein Pfarrer und ein Orientierungsläufer, was sie am Wald haben. > **Seiten 5–8**



PORTRÄT

Lebt intensiv, glaubt intensiv

JANNIS ZINNIKER. Normalerweise feiert er nicht am selben Tag Ostern wie der Rest seiner Familie: Denn Jannis Zinniker, der in jungen Jahren auf dem Athos seine spirituelle Heimat fand, ist orthodox, seine Frau und Töchter sind reformiert – und die Ostkirche berechnet den Ostertermin anders als der Westen. Heuer aber ist alles anders bzw. alles gleich. > **Seite 12**

LEITARTIKEL

Glauben – in der Spannung zwischen Leid und Hoffnung

KARFREITAG UND OSTERN/ Wie lässt sich das vereinbaren: Gott und Leiden? Gibt es Hoffnung, die Menschen im Leben tragen kann?

Die Bilder schrien zum Himmel – und setzten sich in den Köpfen fest: Menschen, die auf der Strasse starben, tote Körper am Strassenrand, notdürftig bedeckt. Schreiende, klagende, weinende Menschen. Als am 12. Januar die Erde in Haiti bebte, wurden die Menschen in einem der ärmsten Länder der Welt in noch grössere Hoffnungslosigkeit geworfen. Und nur sechs Wochen später bebte es wieder – dieses Mal in Chile und noch stärker. Ereignisse wie diese lassen Menschen nicht kalt – und viele fragen sich in diesen Momenten nach dem Wirken Gottes in der Welt. Auch weil – neben den weltgeschichtlichen Katastrophen – viele Menschen in ihrem eigenen Leben und Umfeld so viel an Leid, Tod und Hoffnungslosigkeit erfahren.



Eine erschöpfte Mutter am Bett ihres verletzten Kindes nach dem Erdbeben auf Haiti

RITUALISIERT. Schon bald stehen Karfreitag und Ostern an – die beiden höchsten kirchlichen Feiertage. Es sind Tage, die viele ritualisiert begehen und die vielen eine gute Gelegenheit für ein paar freie Tage bieten! Doch ist das alles? Die beiden Tage müssen doch – wenn sie sich denn als wichtig für Menschen erweisen wollen – etwas zu tun haben mit dem menschlichen und christlichen Leben.

Am Karfreitag stirbt der gemartete Jesus am Kreuz. Damit hat vor fast 2000 Jahren in Jerusalem alles begonnen. 2000 Jahre sind eine lange Zeit – was ist davon geblieben? Wir werden – so bin ich überzeugt – die volle Bedeutung des Karfreitags erst dann erfassen, wenn wir ihn neben dem Gedenktag an Jesu Tod auch als einen Tag des

Protests gegen menschliches Leid auffassen. Wenn wir das Leiden und Sterben von Menschen nicht aufgrund des grausamen Sterbens Jesu herunterspielen. Insofern ist der Karfreitag auch der Tag, an dem Menschen vor Augen geführt wird, dass und wie sehr Menschen leiden – und er ist ein Aufruf dazu, sich für die Rechte Geschundener und Leidender einzusetzen.

IRDISCH. Vielleicht kann man das so nennen: den Karfreitag vom Himmel auf die Erde holen, Menschen zu ihrem Recht zu verhelfen – und mitzubauen an einer anderen Welt. Ein Teil der Theologen hat das im 20. Jahrhundert genauso gesehen –

und sieht es bis heute so: Die Frage nach Gott und dem menschlichen Leid lässt sich nur dann überzeugend zusammen denken, wenn wir glauben können, dass Gott sich auf die Seite von leidenden Menschen stellt. Wenn er im Leid bei ihnen ist.

AUSHALTEN. Natürlich beantwortet das nicht die Fragen, wie denn so viel Leid auf dieser Erde sein kann – wenn Christen doch glauben, dass Gott der Schöpfer der Welt ist. Diese Frage ist wie eine offene Wunde, die nicht heilen kann. Als Menschen und Christen müssen wir es aushalten, dass wir keine Antwort erhalten werden.

Jede voreilige Antwort masst sich entweder Wissen über Gott an, das wir Menschen – im Sinne von überprüfbar Wissen – nicht haben. Oder es nimmt Menschen in ihrem Leiden und mit ihren Fragen nicht ernst. Der Radikalität des Leidens steht dann ein beschönigendes «Es wird schon alles seinen Sinn haben!» gegenüber.

HOFFNUNG? Kann es angesichts von Leiden und Sterben also überhaupt Hoffnung geben? Ein Streit, der Philosophen und Theologen seit Jahrtausenden bewegt. Ostern sagt: Ja, es gibt Hoffnung! Aber: Lässt sich das so überhaupt sagen? Wird da nicht die Welt rosarot gemalt, werden Leiden ernst genommen?

Der Theologe Georg Schmid hat im Gespräch mit «reformiert.» (Ausgabe 3.2) die Botschaft von Ostern aussagekräftig so zusammengefasst: «Mitten im Sterben haben die Verwandten und Freunde Jesu etwas erlebt, was Auferstehung genannt wird; im Leiden etwas vom Trost, einer Erfahrung, die weit über die normale Vergänglichkeit hinausgeht – von Gott geschenkt.» Ostern bietet also Hoffnung an – jedoch eine, deren Grund nicht mit wissenschaftlichen Methoden erwiesen werden kann. Es ist eine Botschaft, die nicht mit dem Kopf, sondern nur mit dem Herzen erfasst werden kann. Menschen haben immer einen Zusammenhang zwischen Karfreitag und Ostern gesehen – wohl auch, weil sie in ihrem Leben erfahren haben, dass sich Leid und Hoffnung abwechseln. **JÜRGEN DITTRICH**



ZÜRICH

Klagemauer für Kranke im Unispital

SPITALSEELSORGE. Eine neue Form, um mit bedrückenden Sorgen umzugehen, hat die Spitalseelsorge im Universitätsspital Zürich (USZ) entwickelt: An einer Klagemauer in der Spitalkapelle können Kranke, deren Angehörige und Spitalangestellte ihren Kummer, ihre Wünsche und Sorgen auf kleinen Zetteln deponieren. Viele Menschen haben davon in der Passionszeit regen Gebrauch gemacht. > **Seite 2**



SCHWEIZ

Würdevoll sterben – ja, aber wie?

SUIZIDBEIHILFE. Wenn zwei die Bibel studiert haben, heisst das noch lange nicht, dass sie sich einig sind – schon gar nicht zum Thema Sterben: ein Streitgespräch zwischen Christina Tuor, Theologin beim Kirchenbund (SEK), und Pfarrer Walter Fesenbeckh, Exit-Sterbebegleiter. > **Seite 3**

NACHRICHTEN

Entwicklungshilfe:
Keine Erhöhung

0,5 PROZENT. Der Nationalrat will die Entwicklungshilfe nun doch nicht, wie letztes Jahr im Grundsatz beschlossen, auf 0,5 Prozent des Bruttonationaleinkommens bis ins Jahr 2015 erhöhen. Die Hilfswerke, darunter Brot für alle und Heks, kritisieren den Entscheid als «verpasste Chance». Die reiche Schweiz manövriert sich damit ins Abseits, denn international werde ein Ziel von 0,7 Prozent diskutiert. Ausserdem habe der Bund im letzten Jahr trotz Krise einen Überschuss erwirtschaftet. Ebenfalls deutliche Kritik kommt von der Schweizerischen Evangelischen Allianz, einem Zusammenschluss von Freikirchen und reformierten Gemeinden: Der Nationalrat habe ein «unglückliches Zeichen» gesetzt. Moderne Staaten dürften nicht hinnehmen, dass auch im 21. Jahrhundert Millionen von Menschen hungern. **cv**

Mehr Friedhöfe
für Muslime?

ISLAM. Der islamische Verband KIOS möchte, dass es in jedem Kanton einen muslimischen Friedhof gibt. Musliminnen und Muslime sollen auch in der Schweiz «ihrer Religion entsprechend» bestattet werden können, forderte KIOS-Präsident Farhad Afshar gemäss der Zeitung «Sonntag». Dazu könnten sich auch mehrere Gemeinden in einem Verbund zusammenschliessen. Ebenfalls denkbar wäre ein zentraler Privatfriedhof für die ganze Schweiz. **SONNTAG**

reformiert.

IMPRESSUM/

«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner, Zürcher «Kirchenboten» und des Berner «saemann».

www.reformiert.info

Redaktion: Delf Bucher, Jürgen Dittrich, Samuel Geiser, Rita Gianelli, Käthi Koenig, Fadrina Hofmann, Rita Jost, Reinhard Kramm, Martin Lehmann, Annegret Ruoff, Daniela Schwegler, Christine Voss

Blattmacher: Martin Lehmann

Layout: Marcel Deubelbeiss, Nicole Huber, Brigit Vonarburg

Korrektur: Yvonne Schär

Auflage: 720 000 Exemplare

Verlagsleitung (Gesamtausgabe): Christian Lehmann

reformiert. Kanton Zürich

Herausgeber:

Trägerverein reformiert.zürich.
Präsident: Pfr. Rolf Kühni, Stäfa

Geschäftsleitung:

Kurt Bütikofer, Präsident

Redaktionsleitung:

Jürgen Dittrich

Adresse Redaktion/Verlag:

Postfach, 8022 Zürich

Tel. 044 268 50 00, Fax 044 268 50 09

redaktion.zuerich@reformiert.info

Redaktionsassistentin:

Elsbeth Meili

Verlagsleitung:

Corinne Fischbacher

verlag.zuerich@reformiert.info

Inserate: Preyergasse 13, 8022 Zürich

Tel. 044 268 50 30

Fax 044 268 50 09

anzeigen@reformiert.info

Inserateschluss: 1. April 2010

(erscheint am 30. April 2010)

Adressänderungen:

Stadt Zürich: 043 322 18 18

Stadt Winterthur: 052 212 98 89

Übrige Gemeinden: Kirchengemeindegemeinschaft (s. Gemeindebeilage)

Mix
Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten Wäldern, kontrollierten Herkünften und Recyclingholz oder -fasern
www.fsc.org, Zert. Nr. SGS-COC-2702
© 1996 Forest Stewardship Council

Taufen im
Schein
des Osterlichts

OSTERN/ In Winterthur Veltheim gehören Taufen zur Feier in der Osternacht – so, wie es bei den ersten Christen war.

Noëmi und die beiden Schwestern Charlotte und Johanna erinnern sich gerne an ihre Taufe. Dass sie sich überhaupt erinnern können, liegt daran, dass sie, im Gegensatz zu den meisten Leuten, nicht als ganz kleine Kinder getauft wurden. Noëmi, Charlotte und Johanna haben ähnliche Erinnerungen; alle drei erlebten ihre Taufe in einer Osternacht. Es war ein Teil innerhalb eines reformierten Gottesdienstes, der in Winterthur Veltheim jedes Jahr nach der alten christlichen Liturgie gefeiert wird, ähnlich den Auferstehungsfeiern in der römisch-katholischen und christkatholischen Kirche.

DUNKEL UND LICHT. Pfarrer Adrian Beyeler gestaltet diese Osternacht zusammen mit Gemeindegliedern, mit dem Organisten und den Sigristinnen. Am Karsamstag um halb zehn Uhr abends versammeln sich Jung und Alt oben auf dem Gallispitz, einem Aussichtspunkt über der Stadt. Hier, unter einem weiten Himmel, ist man dem Wind, dem Wetter und der Nacht ausgesetzt, hier brennt und leuchtet und wärmt ein Feuer. Nach einer kurzen Besinnung geht es hinunter zur Kirche, an der Spitze des Zuges die Fackelträger, denen die Flamme des Osterfeuers anvertraut ist. Die Fackeln werden vor der Kirche aufgestellt, drinnen im dunklen, stillen Kirchenraum wartet die Gemeinde nun auf die zehn Schläge von der Turmuhr. Dann setzt die Orgel ein, nicht dröhnend und triumphierend, sondern sanft und gleichzeitig überraschend. Zu der Osterliturgie, die

nun folgt, gehören bestimmte Texte: die Schöpfungsgeschichte, der Auszug Israels aus Ägypten, auch der Psalm 139. Während den Lesungen bleibt es dunkel im Raum, bis die kleine Glocke läutet und ein Kind die Osterkerze, die es an einer der Fackeln entzündet hat, in die Kirche trägt. «Christus, das Licht der Welt!», ruft der Pfarrer und die Gemeinde antwortet: «Dank sei Gott!» Kerzen werden verteilt und am Osterlicht entzündet, das Licht setzt sich durch. «Christus ist auferstanden», verkündet der Ostertext aus dem Markusevangelium.

JA SAGEN. Und jetzt, jetzt endlich, denn die Betroffenen haben schon etwas Lampenfieber, kommt die Taufe – ein wichtiger Bestandteil der alten Osterliturgie. Das war der Moment, in dem Noëmi, Johanna und Charlotte nach vorne zum Taufstein gingen. Die drei jungen Frauen wissen nicht mehr so genau, was der Pfarrer in jenem Moment erklärt und gefragt hat. Aber sie erinnern sich, dass sie selber Ja gesagt haben zu dieser Taufe und dass es feierlich war – eine gute Erfahrung, nicht allein für den Verstand, sondern für alle Sinne.

Noëmi war damals acht, und sie hatte sich die Taufe sehr gewünscht, weil ihr die Geschichten von Jesus wichtig geworden waren. «Es war schön, dass ich es erleben konnte, als ich noch ein richtiges Kind war», sagt sie heute. «Es war mir sehr ernst, und ich fühlte mich wie eine Prinzessin in meinem rosa Kleid.» Aber die Taufe ist für sie nicht einfach ei-

ne schöne Kindheitserinnerung. «Ich bin froh, dass ich getauft wurde, ich brauche es, und ich würde mich auch heute dafür entscheiden.»

Johanna und Charlotte, die 2006 und 2008 getauft wurden, haben die Feier am Ende ihres kirchlichen Unterrichts erlebt. Das entspricht eigentlich, wie ihnen Pfarrer Beyeler erklärte, der urchristlichen Tradition: Der Taufakt war ursprünglich der feierliche Abschluss des Glaubensunterrichts. Weil sich aber fast überall die Kindertaufe durchgesetzt hatte, wurde in den evangelischen Kirchen die Konfirmation zum Schlusspunkt der christlichen Unterweisung. Charlotte fühlte sich bei der Vorbereitung zur Taufe ernst genommen und sie sagte vorne am Taufstein mit Überzeugung Ja, denn sie denkt viel nach über Gott, diese «grosse, treibende Kraft in allem». Aber sie weiss auch, wie schwer es ist, die richtigen Worte dafür zu finden. Mit ihrer Schwester hat sie aber nicht viel darüber gesprochen.

GEMEINSCHAFT. Für Johanna war die Taufe nicht die Folge eines plötzlichen Entschlusses, sondern ein Moment des Innehaltens und das Geborgensein in einer guten Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft bestimmt die ganze Osternachtfeier. Sie wird auch im Abendmahl deutlich, das an die Taufe anschliesst, im Singen und Beten und im fröhlichen Weiterfeiern im Pfarrhauskeller, wenn in der Kirche am Ende des Gottesdienstes die Orgel verklungen ist. **KÄTHI KOENIG**



Die Flamme des Osterlichts wird weitergegeben, von Kerze zu Kerze

Osterfeuer,
Osterfeier

Samstag, 3. April,
21.30 Uhr: Osterfeuer
auf dem Gallispitz
ob Winterthur Veltheim.

22 Uhr: Gottesdienst mit
Taufe und Abendmahl
in der Dorfkirche mit
Pfarrer Adrian Beyeler
und Christoph Germann
an der Orgel.

23 Uhr: Ausklang der
Feier im Pfarrhauskeller.

Kranke laden ihren
Kummer ab

KLAGEMAUER/ Ungewöhnliche Aktion zur Passionszeit: In der Kapelle des Unispitals Zürich (USZ) können Kranke ihre Klagen deponieren.

Im Universitätsspital Zürich wird gelitten, gestorben, gebangt und geklagt. Der Klagepsalm 87 passt hier besonders gut: «Jahwe, du Gott meines Heils/zu dir schreie ich am Tag/und bei Nacht./Lass mein Gebet zu dir dringen,/wende dein Ohr/meinem Flehen zu.

GUTE RESONANZ. Psalme wie dieser hängen an der Rundwand der Spitalkapelle. Dazwischen besinnliche Poesie. «Das soll die Menschen auf die Klagemauer einstimmen», sagt die reformierte Spitalseelsorgerin Margarete Garlichs. Zusammen mit der katholischen Theologin Jeanine Kosch hat sie die Ziegelsteine in der Kapelle aufgeschichtet. Hier können Patienten, Angehörige und Spitalmitarbeiter zwischen Ritzen und in den Löchern Zettel verstauen, auf denen sie ihre Klagen, Wünsche, Bitten und Hoffnungen formuliert haben. «Ich bin überrascht von der guten Resonanz», sagt die Pfarrerinnen. Schon mehr als hundert haben ihren Kummer hier abgeladen.

ENTLASTEND. Eine magische Stimmung geht von der Klagemauer mit ihren nicht lesbaren Botschaften aus. Margarete Garlichs findet, dass

gerade die Anonymität manchem hilft, das Unsagbare zu sagen. «Für viele ist es schwer, ihr Leid auszudrücken. Alleine dies einmal niederzuschreiben, kann für viele entlastend sein», sagt sie.

LEIDENDER GOTT. Auf Flyern und auch in Gottesdiensten wird auf die Klagemauer hingewiesen, die ganz bewusst in der Passionszeit aufgerichtet wurde. «Passionszeit ist Leidenszeit. Die Passion von Jesu erinnert uns daran, dass Gott selbst ein Leidender ist», sagt Garlichs. Dass dies nicht eine theologische Leerformel ist, begründet sie mit einer Episode, die sich vor Jahren am Karfreitag am Krankenbett einer todkranken Krebspatientin zugetragen habe. «Die Patientin bat mich zu beten. Ich habe ins Gebet das Karfreitagsgeschehen mit hineingenommen. Danach war erst einmal eine betretene Stille. Und dann sagte die Frau plötzlich: «Frohe Ostern!»» Dieser Hoffnungsaspekt von dem, was nach dem Leiden



Klagemauer für Kranke: Margarete Garlichs ist überrascht von der grossen Resonanz

kommen könnte, ist der Spitalpfarrerinnen wichtig. Seelsorge im USZ zu machen, bedeute auch, mit neuen liturgischen Formen zu experimentieren. Garlichs: «Hier begegnen wir vielen Menschen ohne kirchliche Bindung oder mit anderer Religion. Wir brauchen Symbole, die alle berühren.» Vor diesem Hintergrund ist ein anderes Ritual, eines mit Gedenksteinen, entstanden: In einer Box nahe dem Altar finden sich Hunderte von Kieselsteinen mit den Namen von Verstorbenen, derer im Trauermonat November gedacht wurde. Und vielleicht wird die Klagemauer auf ähnliche Weise zu einer Institution. **DELFBUCHER**

Gibt es ein Menschenrecht auf Suizid?

STERBEHILFE/ Christina Tuor, Ethikerin beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK), und Walter Fesenbeckh, Freitodbegleiter bei Exit, im Disput über würdevolles Sterben.

Frau Tuor, Herr Fesenbeckh, Sie haben beide Theologie studiert. Darf man sich aus christlicher Sicht das Leben nehmen?

CHRISTINA TUOR: Als Theologin stellt sich mir die Frage nicht, ob sich ein Mensch das Leben nehmen darf. Tatsache ist, dass es Menschen gibt, die sich das Leben nehmen – Christen und Nichtchristen. Mich interessiert vielmehr: Was können christliche Kirchen einem Menschen mitgeben, der nicht mehr weiterleben kann oder will? Die biblische Tradition lehrt uns, dass das Leben ein Leben in Beziehungen ist, dass Beziehungen das Leben lebenswert machen.

WALTER FESENBECKH: Für mich ist das Leben Gabe, aber auch Eigenverantwortung. Der Mensch als erster Freigelassener der Schöpfung hat das Recht, selbst über sein Leben zu verfügen. Ich bin zurzeit mit fünf Menschen im Gespräch über ihren Suizidwunsch – sie sind nicht todkrank, aber körperlich schwer leidend und wollen sich ein langes Siechtum ersparen. Aus meiner Sicht haben diese Menschen das Recht, diesen Weg zu wählen.

TUOR: Ein Menschenrecht auf Suizid gibt es nicht, auch keinen Rechtsanspruch auf Suizidbeihilfe. Herr Fesenbeckh, mir fehlt bei Ihren Beispielen das soziale Umfeld des leidenden Menschen. Ich würde mir wünschen, dass Sie dies stärker einbeziehen.

FESENBECKH: Das tut Exit immer. Aber es gibt auch Situationen, in denen Sterbewillige sagen: Ich will nicht, dass meine Angehörigen mitentscheiden. Manchmal gibt es im Umfeld eines Sterbewilligen Kontroversen über den geplanten Suizid. Dann muss ich dieser Person sagen: «Die letzte Entscheidung treffen nicht die Angehörigen, nicht ich, die Justiz oder der SEK, sondern Sie ganz alleine.»

TUOR: Die uns gestellte Frage zielt auf den Suizid. Mir ist aber wichtig, aus ethischer Sicht Suizid und Suizidbeihilfe voneinander zu unterscheiden.

Warum? Bitte erklären Sie das genauer.

TUOR: Beim Suizid geht es um eine individuelle ethische Gewissensentscheidung, die zu respektieren ist. Bei der Suizidbeihilfe dagegen sind Dritte beteiligt: Es ist keine individuelle Entscheidung mehr. Der Begriff Freitod ist in diesem Zusammenhang irreführend – denn eine leidende Person entscheidet nicht frei. Hier sehe ich die Gefahr einer Ausnutzung: Der leidende Mensch ist darauf angewiesen, dass andere seine Entscheidung begleiten. Oder sogar forcieren.

FESENBECKH: Forcieren? Da muss ich entschieden widersprechen. Exit tut das Gegenteil. Wir besprechen mit den Sterbewilligen, den Angehörigen und dem Hausarzt stets Alternativen zur Suizidbeihilfe. Ich frage Sterbewillige, ob sie nicht palliative Medizin in Anspruch nehmen wollen. Diese Gespräche dauern manchmal über ein, zwei Jahre.

Sie kritisieren das Vorgehen von Exit, Frau Tuor. Welche Alternativen sehen Sie?

TUOR: Die Menschen in der Schweiz wollen längst Alternativen. Laut einer kürzlich durchgeführten Umfrage halten neunzig Prozent von ihnen die Palliativpflege für notwendig. Sie möchten medizinische Pflege, aber auch psychische, seelische und spirituelle Begleitung. Die Alternative zu Suizidbeihilfe ist aus christlicher Sicht das Stärkmachen der Fürsorge, des Sichkümmerns um den andern.

FESENBECKH: Auch Exit unterstützt die Palliativpflege mit einer eigenen Stiftung. Heute können erst etwa zehn Prozent der Bevölkerung Palliativcare in Anspruch nehmen – es sollten hundert Prozent sein. Es wird aber immer Menschen geben, die einen anderen Weg gehen wollen. Von den 60 000 Menschen, die in der Schweiz jedes Jahr sterben, wählen etwa 600 die Option des begleiteten Suizids. Das ein Prozent.

TUOR: Im Sinne einer Suizidhilfeprävention ist es sicher wichtig, dass sich die Gesellschaft mit der Würde des Alters befasst. Es darf nicht so weit kommen, dass es heisst: Es ist nicht opportun, wenn ein Mensch inkontinent ist, wenn er sabbert beim Essen. Das erzeugt gesellschaftlichen Druck auf alte Menschen. Die Würde des Menschen muss bis zu seinem Tod gewährleistet sein. Darum finde ich es gefährlich, wenn man aus Einzelfällen von Menschen, die Suizid begehen, generelle Regeln macht.

FESENBECKH: Die gesetzlichen Regeln sind längst da! Ich habe den Eindruck, Frau Tuor, dass Sie eine Art religiösen Freiheitsentzug anstreben. Wenn Sie beispielsweise chronisch Kranken die Möglichkeit von Suizidbeihilfe verbieten ...

TUOR: Der Kirchenbund fordert kein Verbot der Suizidhilfe, sondern klare Regelungen. Er sagt ausserdem, dass diese Regelungen weiterer Diskussionen mit allen Teilen der Gesellschaft bedürfen.

Viele Menschen fürchten sich vor langer Krankheit und Schmerzen. Kann Leiden einen Sinn haben?
FESENBECKH: Ob Leiden einen Sinn hat, kann nur ein leidender Mensch für sich selbst entscheiden.

TUOR: Grundsätzlich habe ich grossen Respekt vor Menschen, die Leiden aushalten. Dem Leiden einen Sinn geben kann aber nur die betroffene Person selbst. Nach der Bibel sind Leiden und Sterben Teil des Lebens. Die Lebensgeschichte Jesu ist ein beredtes Beispiel dafür. Sie zeigt, dass

es ein Getragensein gibt im Leiden, dass im Leiden die Würde des Menschen erhalten bleibt.

FESENBECKH: Jesus hat aber auch nie gesagt, dass man Leiden aushalten soll. Wir Theologen bei Exit sind der Meinung, dass jeder Christ mit Gott selbst abmachen muss, welchen Weg er gehen will. Ich bin als Seelsorger bereit, ihm dabei in einem Akt mitmenschlicher Solidarität zu helfen.

Bieten Suizidhilfeorganisationen einen Ausweg für Menschen, die nicht mehr leben können und die sich nicht auf grausame Weise das Leben nehmen wollen?

TUOR: Diese Frage ist suggestiv und führt nirgends hin. Wir wissen, dass Menschen Suizidhilfeorganisationen beanspruchen, aber auch, dass manche Menschen Leiden aushalten und sehr viele palliative Begleitung wünschen. Ich behaupte, Herr Fesenbeckh und ich haben nicht so verschiedene Ansichten. Aber wir ziehen unterschiedliche Schlüsse.

Inwiefern?

TUOR: Herr Fesenbeckh und Exit verstehen unter einem würdevollen Sterben etwas anderes als ich. Für mich und für den Evangelischen Kirchenbund heisst es, dass der Mensch bis zuletzt in seinem unendlichen Wert wahrgenommen wird. Es ist ein Sterben, in dem ich meine Ängste vor dem Leiden und der Endlichkeit getrost in Gottes Hand legen kann. Und in die Hände von Menschen, die mich begleiten, meine Schmerzen lindern, mich achten mitsamt meinem geistigen und körperlichen Abbau. Das Aufkommen von Suizidhilfeorganisationen hat mit unserer zunehmend individualisierten Gesellschaft zu tun: Immer mehr Menschen leiden und sterben alleine. Doch Leben ist Leben in Beziehungen, das ist eine menschliche Grundtatsache.

FESENBECKH: Dem kann ich mich gut anschliessen. Bei Exit wird das ganze Beziehungsgeflecht eines Patienten einbezogen. Gerade gestern empfahl ich einer sterbewilligen Frau, sie solle unbedingt ihren in Australien lebenden Sohn hinzuziehen.
INTERVIEW: JÜRGEN DITTRICH, SABINE SCHÜPBACH



«Die Alternative zu Suizidbeihilfe ist die Stärkung der Fürsorge»: Christina Tuor, SEK
«Auch Exit unterstützt die Palliativpflege»: Walter Fesenbeckh, Exit

CHRISTINA TUOR-KURTH

ist Leiterin des Instituts für Theologie und Ethik des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK). Die 46-jährige Bündner Pfarrerin war zuvor an der Universität Basel Assistentin im Fach Neues Testament und wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut für jüdische Studien.

WALTER FESENBECKH

ist Vorstandsmitglied des Sterbehilfevereins Exit und Freitodbegleiter. Der 71-jährige gebürtige Münchner ist Theologe und war während 34 Jahren Pfarrer in der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich.

DIE VERNEHMLASSUNG

BUNDESRAT

NEUREGELUNG DER SUIZIDBEIHILFE

Der Bundesrat will die Suizidbeihilfe neu regeln. Dazu hat er zwei Gesetzesvorschläge in die Vernehmlassung geschickt: Variante 1 lässt organisierte Suizidbeihilfe unter strengen Auflagen zu, Variante 2 will sie gänzlich verbieten. Kirchen, Kantonsregierungen, Parteien und Verbände hatten bis Anfang März Gelegenheit, sich zu äussern. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) spricht sich für die Variante 1 – und damit gegen ein Verbot – aus. Er fordert aber zum bestmöglichen Schutz der Würde einer sterbewilligen Person eine «transparente, nachprüfbar und sanktionierbare Suizidhilfepraxis».

Ebenfalls für eine streng geregelte Suizidhilfepraxis spricht sich die Christkatholische Kirche aus. Die Schweizerische Bischofskonferenz der römisch-katholischen Kirche hingegen votiert für ein generelles Verbot von organisierter Suizidbeihilfe und damit für Variante 2.

Die Suizidhilfeorganisationen Exit und Dignitas weisen beide bundesrätlichen Vorschläge zurück, weil sie – so Exit – das Selbstbestimmungsrecht von Kranken aufheben.

JED, SAS



Henry Dunant thront auch im Genfer IKRK-Museum auf dem Denkmalsockel

Kratzen am Denkmal

HENRY DUNANT/ 100 Jahre nach seinem Tod kritisch seziert: der IKRK-Gründer.

2010 ist für HeidenAR ein Henry-Dunant-Jahr. An der Schaufensterfront des Tourismusbüros prangt überdimensional das Konterfei des Gründers des Internationalen Roten Kreuzes. Vor einhundert Jahren ist er in Heiden gestorben. Hier hat er seine letzten zwei Lebensjahrzehnte verbracht. Ganz nebenbei: In Heiden ist auch Jakob Kellenberger, der jetzige IKRK-Präsident, geboren.

KRATZEN AM MYTHOS. Am Mythos des Friedensnobelpreisträgers – der 1847 auch einer der Begründer der Schweizerischen Evangelischen Allianz (SEA)

und später deren zeitweiliger Leiter war – kratzt nun Yvonne Steiner auf der Suche nach dem Menschen Dunant. Sie schreibt eine Biografie über ihn und weiss: Weder mochten damals die Appenzeller Dunant noch er die Appenzeller. Das ist aber nur ein Nebenprodukt ihrer biografischen Auseinandersetzung. Vor allem will sie dem – ihrer Ansicht nach – stark von Mythen überzeichneten Bild der Rotkreuz-Ikone andere Farben beimischen. Für sie ist klar, dass Dunant im Alter an seinem eigenen Denkmal baute. «Zum Schluss hat er es geschafft. Beinahe alle denken heu-

te bei der Gründung des Internationalen Roten Kreuzes nur an ihn», sagt sie. In Wirklichkeit brauchte es dafür auch den Sonderbund-Helden General Dufour und Gustave Moynier, den Präsidenten der Gemeinnützigen Gesellschaft Genf. Dessen Begabung war nötig, um die erste weltumspannende Nichtregierungsorganisation zusammenzuhalten.

MANISCH EHRGEIZIG. Aber war nicht am Anfang Dunants Vision? «Das Wort Vision ist mir zu abgedroschen», entgegnet Steiner. «Ob Dunant visionär war, soll jeder nach der Auseinandersetzung mit der Person Dunants selber beurteilen.» Stattdessen attestiert sie Dunant manische Rührigkeit, die ihn für seine Geschäfte und seine humanitären Anliegen durch die Welt trieb. Nach der Schlacht von Solferino waren es die Frauen, die den Verwundeten sofort halfen. Ihr Einsatz wäre jedoch kaum bekannt, wenn nicht Dunant den Horror dieser Schlacht im Jahre 1859, bei der französische und sardisch-piemontesische Truppen gegen die Österreicher kämpften, so eindrucksvoll beschrieben hätte. Sein Bericht wühlte auf: «Die Pferde zertreten mit ihren beschlagenen Hufen Tote und Verwundete. Einem armen Blessierten wird die Kinnlade fortgerissen, einem anderen die Brust eingedrückt.»

ELEKTRISIEREND. Zu seiner elektrisierenden Reportage trat noch eine Gabe Dunants hinzu: führende Leute in Europa für die Hilfsgesellschaften für Verwundete im Krieg zu gewinnen. Zum Menschen Dunant gehört auch sein Scheitern als Geschäftsmann, das sein Leben nach 1867 entscheidend prägte. Dem will die Theologin Yvonne Steiner einen angemessenen Platz einräumen: «Dunant hat nie öffentlich seine Schuld eingestanden, sondern sich mit seiner Naivität und seinem Unvermögen entschuldigt», sagt sie. Verfolgungswahn hat schliesslich im Alter dazu geführt, dass die Köchin im Heidener Spital das Essen vor seinen Augen zubereiten musste. Dunant hatte Angst, dass seine Gläubiger ihn vergiften wollten. **DELFBUCHER**

Ostermarsch, christlich geprägt

OSTERN/ Kirchliche Gruppen organisieren im Appenzell und in Bern thematische Ostermärsche.

Der Ostermarsch – in der Ostschweiz hat er immer noch Tradition. Nur die Bezeichnung «Marsch» hat sich geändert. Die kirchlichen und friedenspolitischen Gruppen rufen zum Pilgern auf dem Friedensweg auf. Der Friedensweg startet in Walzenhausen und endet in Heiden. Dabei wird an verschiedenen Stationen an den Flüchtlingspfarrer Paul Vogt oder an die Flüchtlingsmutter Gertrud Kurz erin-



Yvonne Steiner referiert über Dunant

tert. Im Zentrum steht aber Henry Dunant, dessen Todestag sich dieses Jahr zum hundertsten Mal jährt. Der Gründer des IKRK wird dabei von der Theologin Yvonne Steiner, deren biografische Recherchen über Dunant im Herbst im Appenzeller-Verlag erscheinen, kritisch gewürdigt (siehe Artikel links).

RECHT AUF NAHRUNG. Auch in Bern findet am Ostermontag unter dem Motto «Frieden auf den Feldern – Frieden auf den Tellern» ein Ostermarsch statt. Was bei beiden Schweizer Ostermärschen auffällt: Vor allem kirchliche Hilfswerke und Gruppen rufen zur Beteiligung auf.

Infos zum Appenzeller Friedensweg: www.sosos.org
Ostermarsch bern: www.ostermarsch-bern.ch

Synode regelt Wahlen neu

SITZUNG/ Am 16. März verabschiedete die Kirchensynode eine neue Verordnung für Synodalwahlen.

Künftig soll die Kirchensynode nur noch aus 120 und nicht mehr, wie bisher, aus 180 Mitgliedern bestehen. Dies ist eine der Veränderungen, welche die neue Kirchenordnung mit sich gebracht hat. An ihrer Sitzung vom 16. März diskutierten die Synodalen die Details der neuen Regelung.

WAHLKREISE. Gleich bleiben sich bei den künftigen Synodewahlen die Wahlkreise, die jenen für die Kantonsratswahlen entsprechen. Nur die Anzahl der Sitze wird reduziert. Weiterhin können Synodale auch unabhängig von ihrem Wohnort für jeden Wahlkreis kandidieren. Ein Antrag auf Wohnsitz im Wahlkreis wurde äusserst knapp, mit 73 zu 72 Stimmen, verworfen.

Ebenso fand der Vorschlag, dass Synodale ihre Fraktionszugehörigkeit auf dem Wahlzettel angeben sollen, keine Mehrheit. Dies könnte die Wahlen unangemessen beeinflussen, fürchteten viele. Die neue Wahlverordnung wurde einstimmig angenommen und tritt am 1. Juli 2010 in Kraft. Neuwahlen werden im Jahr 2011 stattfinden. **CHRISTINE VOSS**

Die reiche Ernte eines Unbequemen

KURT MARTI/ Das gewichtigste Buch des Berner Schriftstellers und Theologen ist erschienen: die Sammlung seiner Kolumnen für die Zeitschrift «Reformatio».

Kurt Marti blättert ein bisschen ungläubig im Inhaltsverzeichnis, das in seinem monumentalen Buch die Seiten 1413 bis 1422 bildet und 254 Überschriften umfasst. Auf die Frage, ob ihm der Inhalt der Texte wieder klar sei, wenn er die Titel lese, sagt er: «Überhaupt nicht.» Dann: «Über Levy-Strauss habe ich geschrieben? Den habe ich gar nie richtig gelesen.» – «Über Aids? Davon verstehe ich doch nichts.» Aber auch: «Frühling in der CSSR» – Ja, da war ich 1968 auf Einladung des tschechischen Schriftstellerverbands.»

SUSPEKT. Dabei sei ihm die 1952 gegründete theologische Zeitschrift «Reformatio» zuerst suspekt gewesen, sagt Marti: geschaffen zur Verteidigung des christlichen Abendlandes gegen den kommunistischen Atheismus. Tiefster Kalter Krieg also. Erst später habe es Platz gegeben für andere Stimmen. Zum Beispiel für seine. Aber auch für jene des «Rechtsintellektuellen» Christoph Blocher.

Und er, Marti, selbst? Ist er ein «Linksintellektueller»?

Er sagt: «Links, liberal, später grün – beeinflusst vom Sozialisten Karl Barth, konnte man ja kaum anderswo stehen.» Aber eigentlich habe er keinen Standpunkt: «Ich stehe nicht, ich gehe.» In einer politischen Partei sei er nie gewesen. «Meine Partei war immer die Kirche, wenn auch manchmal nur als Utopie, die sich nicht mit der Realität deckt.»

TATORT WORT. Zwischen 1964 und 2007 schrieb Marti unter dem Titel «Notizen und Details» für die «Reformatio» Kolumnen: «über Kulturelles», so der Auftrag. Entstanden ist eine Sammlung, deren roter Faden das Bemühen um das Wort ist. Genauer: um das politische Wort, um den «Tatort Wort» (so ein Kolumnentitel), an dem sich Gutes und Böses entscheidet, lange bevor sich dieses oder jenes ereignen wird. Auch in diesem Sinn ist für Marti das Wort «am Anfang». Und in protestantischer Tradition – «sola scriptura» – gilt seine Anstrengung diesem Wort, egal, ob er über den Sprachkorpus der Bibel oder das Sprachuniversum der Welt spricht.

Daneben greift aber Martis «Kulturelles» weit in gesellschaftspolitische Fragen aus: Sein Buch bietet ein faszinierendes zeitgeschichtliches Panorama. Nicht zuletzt lehrt das Buch, wie falsch es ist, Kurt Marti wahlweise als weltlichen Belletristen oder als theologischen Fachautor zu lesen. Die Weltsicht des Literaten Marti ist immer theologisch zurückgebunden – und seine Theologie stets von Diesseitigkeit gesättigt.

PROTESTANT UND AUFKLÄRER. «Für einen aufgeklärten, aufklärenden Protestantismus» heisst der allerletzte Text. Protestantismus sei, steht da, eine «intellektuelle Anstrengung», gerade was das Bemühen um «ein historisch-kritisches Bibelverständnis» betreffe. Glaube als «trivialpsychologisch dargestelltes Event» sei «Schleckwerk statt Brot». Aufgeklärt zu sein, hat für Marti immer die Verant-



«Meine Partei war immer die Kirche» – Kurt Marti, Literat, Theologe, Aufklärer

wortung beinhaltet, aufzuklären, Stellung zu beziehen.

DIREKT. Und plötzlich wird der 89-Jährige gegenüber dem «reformiert.»-Mitarbeiter direkt: Er begreife zum Beispiel nicht, warum «reformiert.» als kirchliche Zeitung immer mehr auf «kirchlichen Boulevard» setze. Protestantismus habe doch mit einem bestimmten geistigen Profil zu tun, nicht damit, was bei einer Umfrage irgendjemand aus dem Stand sage. Das mache ihm Sorgen: dass «reformiert.» beliebig werde.

Marti als aufklärender Protestant, als protestierender Aufklärer. Sein gewaltiges Kolumnenwerk belegt, wie früh vieles sagbar ist, das vielen erst später klar wird. **FREDI LERCH**

KURT MARTI: Notizen und Details. Hrsg. von Hektor Leibundgut, Klaus Bäuml und Bernhard Schlup. TVZ, 1422 Seiten, Fr. 78.-.

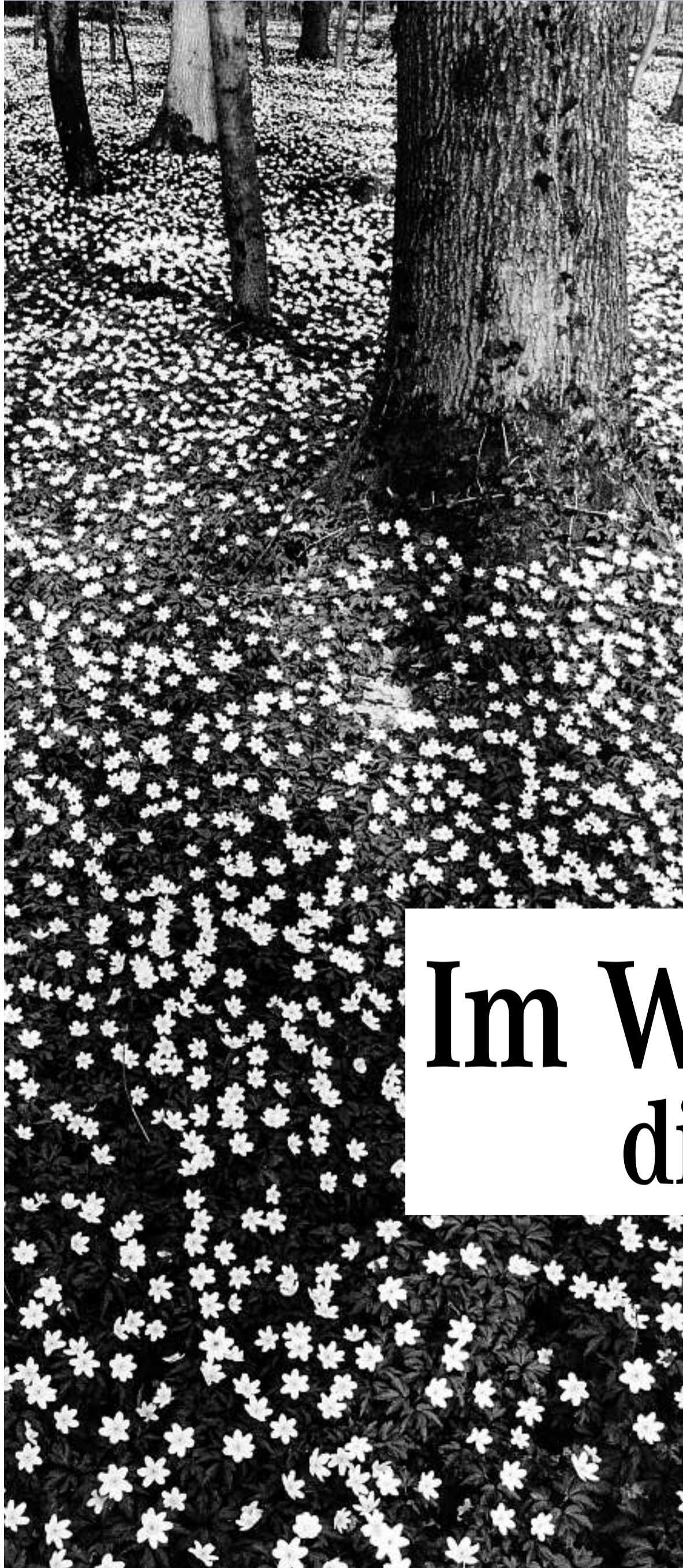
«Reformatio» ist verstummt

Die «Reformatio», für die Kurt Marti während Jahrzehnten Kolumnen schrieb, hat Ende 2009 ihr Erscheinen wegen rückläufiger Abonnentenzahlen eingestellt. «Das gebildete protestantische Publikum, das eine Zeitschrift wie «Reformatio» abonniert und liest, löst sich auf», stellt Redaktionsmitglied Urs Meier fest. Ebenfalls eingestellt wurde Ende 2009 die reformorientierte Jesuitenzeitschrift «Orientierung».

«REFORMATIO»-ARCHIV: Unter www.reformatio.ch können erschienene Artikel bestellt werden.

PRAKTISCH/ Der Wald ist Bauholzlieferant, Lawinenschutz, Spielplatz und Wärmespender.

SYMBOLISCH/ Der Wald ist Sinnbild für Leben, Werden und Vergehen. Und für die Auferstehung.



Ein Bett im «Geisseblüemli»-Feld: Wer möchte sich da nicht hinlegen?

WALTER DÄPP TEXT / HANSUELI TRACHSEL BILD

WALDPOESIE/ Wie wundervoll es ist, Waldluft einzuatmen, sich hinter Bäumen zu verstecken oder auf dem weichen Boden einzunicken.

Eine so mächtige Tanne zu fällen, sei nicht alltäglich. Das sagte damals der Forstarbeiter, als er zur Motorsäge griff. Die Tanne war über 250 Jahre alt und eine der berühmten Emmentaler Dürsrütitanen – fünfzig Meter hoch, viereinhalb Meter Stammumfang. Weil ein Sturm ihr den Giebel weggerissen hatte, musste sie «z Bode», wie der Forstmann sagte. Die Wurzelanläufe hatte er schon abgesägt, eine Fallkerbe in den Stamm gefräst – nun ging es schnell: Die Motorsäge dröhnte, stockte, heulte wieder auf, bis der Lärm in ein Krachen überging, der Baum durch die Äste der Nachbarbäume brach und auf den gefrorenen Boden prallte. Dumpf, abrupt, endgültig. Holz splitterte, Schneestaub wirbelte auf und vermischte sich mit dem Sägemehl, das in der Luft lag. Das war das Ende einer Tanne, die im Dürsrütiwald ein strammer Stamm gewesen war.

DIE WALDVIELFALT. Mit ihrer gekappten Krone wäre sie aber später wohl «Lothar» zum Opfer gefallen, der am Stephanstag 1999 allein im Emmental 800 000 Bäume knickte und entwurzelte. Obwohl dieser Orkan 13,8 Millionen Kubikmeter Holz umlegte, ist der Schweizer Wald aber noch da. Ein Drittel der Landesfläche ist bewaldet. Pro Jahr wachsen 9,5 Millionen Kubikmeter Holz nach. Auch dort, wo die Dürsrütitanne stand, entfaltet sich wohl ein anderer Baum – er hat nun mehr Platz und mehr Licht. Man sollte sich wieder mal im Dürsrütiwald umsehen. Oder im Bremgartenwald. Im Ättlenwald, im Holdereggwald oder im Müllerenmooswald, im Heizholz oder im Häderholz, im Dählhölzli oder im Herrenhölzli. Einfach im nächstgelegenen Wald. Und den gibt es überall. Er schmiegt sich an Stadtquartiere, hemmt das Wuchern von Siedlungsgebieten, zieht sich über Hügel, säumt Täler, schützt vor Lawinen. Er ist zwar kaum mehr Urwald, sondern Kulturwald, aber dennoch ein schönes Stück Natur. Er ist Lebensraum für Pflanzen und Tiere. Sauerstoff- und Rohstofflieferant. Wenn es kalt ist, strahlt er Wärme aus, wenn es warm ist, gibt er sich kühl.

DER WYLERWALD. In meiner Kindheit war mein Wald der Wylerwald – ein winziges Wäldchen im Berner Nordquartier, das nur als namenloses grünes Flecklein auf der Landkarte verzeichnet

Im Wald spriesst die Zukunft

war. Doch für mich war der kleine Wald das Grösste. Dort bauten wir Baumhütten und vergruben Seeräuberschatze, kletterten auf Bäume, beerdigten tote Vögel und plagten Würmer. Dort sahen wir Gespenster und begegneten dem Samichlaus. Später, als Pfadfinder, war mein Lieblingswald der Bremgartenwald. Hier inszenierten wir Schmugglerübungen, brätelten Cervelats, bauten Seilbrücken. Noch später, als Orientierungsläufer, wurde der Wald zu meiner Sportarena. Und nun wird er allmählich zum Ort des Rückzugs, der Ruhe und Stille. Es ist wundervoll, in seinem Schatten zu picknicken und auf seinem weichen Boden einzunicken – umsäuselt vom Rauschen in den Baumwipfeln oder vom Zwitschern in den Dickichten. Wald ist auch Farbe. Pilzgeruch. Efeu und Erdklumpen. Tannzapfen und Flechten. Faulende Blätter und aufbrechende Knospen. Hundegebell. Hecken und Schnecken. Spinnen und Spaziergängerinnen. Jogger und Tausendfüssler.

DER WALDFRÜHLING. Im Wald vermodert Vergangenes, blüht Gegenwart, spriesst Zukunft. Und nach jedem Winter erwacht er zu neuem Leben. Auch dort, wo damals die Dürsrütitanne «z Bode» ging, kann es wieder Frühling werden.



«Die Lärche braucht viel Licht»: Reto Caviezel

DER FÖRSTER:

Tun, was die Natur tut – nur schneller

«Mein gesamtes Leben ist mit dem Wald verbunden: Als Förster verrichte ich einen grossen Teil meiner Erwerbsarbeit im Wald, doch auch privat ist der Wald mein Zufluchtsort. Hier kann ich mich erholen, hier kann ich über Probleme nachdenken, spazieren gehen und die Ruhe geniessen. Im Herbst bin ich als Pilzsammler oder als Jäger unterwegs. Immer wieder finde ich Orte im Wald, die eine ganz besondere Kraft ausstrahlen.

PFLEGEN. Der Waldbau ist eine der anspruchsvollsten Aufgaben in meinem Beruf. Der Bannwald hat eine besondere Funktion: Er soll gegen Lawinen, Felsstürze, Murgänge und Hochwasser schützen. Indem wir gewisse Teile des Waldes roden, sorgen wir einerseits für mehr Sicherheit – und gleichzeitig tragen wir auch dazu bei, dass der Wald nicht einschichtig wird: Es braucht sowohl junge als auch alte Bäume für einen gesunden Wald. Die Verjüngung machen wir möglich, indem wir Lichtungen schaffen. So sorgen wir auch für Biodiversität. Die Lärche kann beispielsweise nur mit viel Sonnenlicht wachsen, und gerade diese Baumart schafft Stabilität. Natürlich ist ein Eingriff im Wald immer mit Schäden verbunden, aber wir versuchen, diese so klein wie möglich zu halten.

VERJÜNGEN. Die Engadiner Wälder sind relativ überaltert. Zum Teil sind die Bäume 300 bis 400 Jahre alt. Die Gefahr bei solchen Wäldern ist, dass grosse Flächen plötzlich zusammenbrechen. So funktioniert nämlich die natürliche Verjüngung des Waldes: Die Bäume brechen zusammen, zerfallen, dann wachsen junge Bäume nach. Doch auf diese Weise fällt für lange Zeit auch die Schutzfunktion des Waldes weg, in Berggebieten etwa 150 Jahre lang. Mit unseren Eingriffen machen wir eigentlich nichts anderes als die Natur – nur machen wir es schneller.

LENKEN. Ich mache meine Arbeit mit viel Herz. Und ich tue sie im Bewusstsein, dass meine Mitarbeiter und ich die Entwicklung des Waldes in jede beliebige Richtung lenken könnten. Die Resultate unserer Eingriffe im Waldbau werden noch drei Generationen nach uns miterleben. Meine Arbeit ist also mit viel Verantwortung verbunden. Verändern wir nichts an den Wäldern, könnte beispielsweise die Lärche verschwinden oder das gesamte Landschaftsbild verändert werden. Diese Verantwortung ist für mich nach über zwanzig Jahren als Förster nicht mehr belastend. Wer seine Arbeit nach bestem Wissen und Gewissen erledigt, kann nachts gut schlafen.»

AUFZEICHNUNG: FADRINA HOFMANN



RETO CAVIEZEL, 49, ist seit 1987 Förster in Scuol im Unterengadin. Er ist verantwortlich für 3200 Hektaren Wald.



«Wohnung für Wichtelwesen»: Katrin Metzener

DIE KINDERGÄRTNERIN:

Eine grosse Welt für kleine Leute

«Als Waldkindergärtnerin habe ich während sechs Jahren bei jedem Wetter täglich vier Stunden mit den Kindern im Wald verbracht. Als ich mich mit meiner Klasse im Wald einrichtete, wurde mein Erholungsraum zu meinem Arbeitsort. Das veränderte auch meinen Blick. Der Wald teilte mir nun anderes mit: Er zeigte mir Möglichkeiten, wo und wie die Kinder entdecken, spielen, lernen könnten.

STREIFEN. Unser Platz ist auf einer Lichtung bei einem Bächlein, nicht weit vom Waldrand und vom Dorf entfernt. Am Anfang bestimmen die Kinder den Umkreis, der zu unserem Waldplatz gehören soll, und wir markieren die Bäume, die ihn begrenzen, mit Stoffbändern. Es kommt kaum je vor, dass die Kinder das Gebiet verlassen, sie fühlen sich wohl und sicher innerhalb dieses meist ziemlich eng gesteckten Gebiets. Von dort aus machen wir regelmässige Entdeckungstreifzüge. Je nach Jahreszeit und Thema suchen wir Tierspuren, Bärlauch oder Holunderblüten.

SUCHEN. Knorrige Baumstrünke und Wurzelhöhlen sind ideale Wohnungen für allerlei Wichtelwesen. Diese entstehen aus einer Buchnüsschenhülle, mit einer Holzperle als Kopf, einem Samenstand als Hut. Die Kinder bauen für sie in den Wurzelstöcken Wohnungen und richten sie ein. Zuerst wird herausgeputzt, dörres Laub weggeschafft, vermodertes Holz, Spinnenweben... Das Moos ringsum dient als Teppich. Tiere, Käfer und Tausendfüssler kommen zum Vorschein, in der Grösse passend zu den Wichtelwesen. Vielleicht wächst in ihrem Garten ein Baum: ein daumengrosser Tannenschössling. In einem anderen Wurzelstock hat sich ein waagrechtes Loch gebildet: «Hier ist die Küche der Zwerge!», sagen die Kinder und werfen Gemüse und Gewürz hinein: gehackte Blätter, Tannennadeln, Rindenstücke. Kellen zum Rühren sind schnell gefunden, und schon ist die Suppe fertig. Zurück an unserem Waldplatz, bauen die Kinder ihre eigenen Wohnungen für die Zwergelein: Rindenhäuschen mit Dächern und Balkonen, Gärten mit Treppen und Zäunen.

ERFAHREN. Ein alter, verwitterter Wurzelstock ist eine Freude für die Sinne: die raue oder glatte Rinde, die Holzwülste, dort, wo sich die Rinde gelöst hat, Flechten und Moos in grellem und dunklem Grün, weich und feucht, der Duft des Moders aus der Höhle. Eine ganze Welt für die Kinder, eine grosse Welt, wenn man genau und immer wieder hinsieht.»

AUFZEICHNUNG: KÄTHI KOENIG



KATRIN METZENER, 44, leitete von 1998 bis 2004 im Brütten den ersten öffentlichen Waldkindergarten in der Schweiz.



«Holz ist beseelt»: Urs Twellmann

DER OBJEKTKÜNSTLER:

Bäume sind Lebewesen wie wir

«In meinem Atelier bei Bern arbeite und lebe ich rund drei Monate – den Rest des Jahres verbringe ich im Wald. Entweder irgendwo in der Schweiz oder in Wäldern rund um den Globus: zum Beispiel in den Tannenwäldern Kanadas, in den Eukalyptuswäldern in Australien oder in den Bambuswäldern in Japan und Korea. Die Wälder dieser Welt faszinieren mich. Sie sind mein Freiluftatelier. Als Bildhauer finde ich hier meinen Werkstoff: nämlich Holz in allen Variationen – umgestürzte Baumriesen, Schwemholz, dürre Äste. Holz als Material ist fantastisch. Natürlich ist es beseelt: Bäume sind Lebewesen wie wir. Wenn ich im Wald arbeite, trete ich in einen Austausch mit ihnen und der Natur. Das gibt mir Kraft und Zufriedenheit. Ich fühle mich eingebunden in ein grösseres Ganzes.

SCHÖPFEN. Aus dem Holz, das ich vorfinde, forme ich bleibende Skulpturen – wie etwa die übermannshohe Abbruchholz-Kugel auf dem Gurten, dem Hausberg Berns, oder die Objekte, die ich demnächst in Burgdorf ausstellen werde. Oft schaffe ich aber auch vergänglichere Werke, die ich fotografisch festhalte – und dann den Kräften der Natur überlasse. Da waren zum Beispiel die Agavenäste in Südafrika, die ich zu Fossilien umgestaltete und die später von Wind und Wetter fortgerissen wurden. Oder es gab die kalligrafischen Briefe an der japanischen Küste, die ich aus sonnetrockneter Rinde arrangierte und welche die Brandung später ins Meer hinaus spülte.

EINTAUCHEN. Schon als kleines Kind hat mich der Wald begeistert. Als Indianer verbrachte ich jede freie Minute in den Wäldern im Emmental, wo ich aufwuchs. Ich kannte den Wald besser als alle anderen, jeder Baum war mir vertraut. Als ich später als junger Kunststudent in die Megacity New York eintauchte, war es für mich ein Schock und befreiend zugleich, zu realisieren, dass ich die Natur nicht vermisste. Ich fühlte mich im Grossstadtdschungel genauso aufgehoben wie in den weiten Wäldern dieser Welt.

ENTDECKEN. Meine nächste Reise führt mich nach Südamerika: vielleicht nach Brasilien, in den Dschungel im Amazonas. Ein Kleinbus dient mir unterwegs als Werkzeugkiste und Schlafplatz. Ich fahre einfach los. Wo es mich hinzieht, mache ich Halt, tauche ein in den Wald und mache ihn temporär zu meinem neuen Werk- und Arbeitsplatz. So kann eine neue Entdeckungsreise beginnen.»

AUFZEICHNUNG: DANIELA SCHWEGLER



URS TWELLMANN, 51, ist Objektkünstler und arbeitet mit Holz. Ausstellung: ab 1. Mai im Kornhaus Burgdorf. www.twellmann.ch



«Der Wald beschenkt uns»: Gisula Tscharner

DIE SAMMLERIN:

Der Wald ist unser Ursprung

«Wenn ich das «Unserevater» bete, dann bete ich auch zur Mutter Erde, zu den Pflanzen, zum Wald. Der Wald, das ist unser Ursprung. Wir Europäer sind ja alte Waldnomaden. Die Kirchenchristen, leider, verdammten die Natur aus ihrer Religion, und damit ging auch wertvolles Wissen über den Wald verloren.

ERNEuern. Der Waldboden, das ist eine permanente Gebärkammer, ständig entsteht Neues. Am spannendsten sind die Übergangszonen, die Lichtungen oder die Waldränder. Die Natur findet dort beides: die Dunkelheit und Feuchte des Waldes, die Wärme und das Licht des freien Feldes. Spitzwegweiche, Brennnessel, Holunder, Moose, Beeren – der Wald beschenkt uns im Überfluss. Wir meinen, vieles sei kaputt und krank auf dieser Welt. Was aber alles gesund ist, dafür haben wir gar keinen Blick mehr. Diese Energie, die da unter dem Waldboden steckt, jetzt im Frühling: Leben wird bewahrt, behutsam gehütet und gleichzeitig vorbereitet auf die kommende Jahreszeit.

SAMMELN. Beim Sammeln muss ich allein sein. Sammeln ist nicht dasselbe wie ernten. Es ist sich selbst spüren, sich bündeln. Vor meinen geführten Wilden Wanderungen streife ich dem Wald entlang und bereite ihn darauf vor, dass ich am nächsten Tag mit vielen Menschen kommen werde. Der Wald nimmt uns auf, aber wir sind immer nur seine Gäste.

SCHÜTZEN. Während meiner Vortragsreisen schlafe ich oft im Wald, viel lieber als im Hotel. Den Kompressionschlafsack trage ich immer in der Handtasche. Aber ich schlafe nicht unter jedem Baum, mancher ist mir zu gross, zu mächtig. Seit Jahrmillionen gibt es Bäume. Die wissen so viel, das kann Furcht einflössen. Doch der Wald beschützt mich. Das Gleichnis in Jeremia 17, 7 – der Mensch ist wie ein Baum, am Wasser gepflanzt, der seine Wurzeln zum Bach hin streckt – ist so etwas wie mein Glaubensbekenntnis. Liest man es genau, merkt man, dass Gott die Erde ist, er ist nicht im Himmel, weit weg von uns. Auch Jesus war ein erdverbundener Mensch. Seine Verbundenheit zur Natur kam in all seinen Gleichnissen zum Ausdruck. Der Wald lehrte mich, Geheimnisse zu entdecken, um sie als Geheimnisse zu belassen. Wie im Glauben. Die Wurzeln des Glaubens gehen, wie jene der Bäume, in unergründliche Tiefen. Wir wurzeln alle im Geheimnis. Der Wald hat mich gelehrt, nicht stets in Schwarz-Weiss zu denken. Denn im Wald gibt es kein Schwarz-Weiss – es gibt nur Übergangszonen.»

AUFZEICHNUNG: RITA GIANELLI



GISULA TSCHARNER, 62, ist Sammelweib, Seelsorgerin, Buchautorin und freiberufliche Theologin. Sie wohnt in Feldis GR.

Der Försterpfarrer von Ringgenberg

WALD/ Andreas Schiltknecht predigt unter dem Schutzwald. Doch nicht nur deshalb hat er eine Schwäche für Bäume. Der Pfarrer ist auch Förster.

Sagte mal einer zu seinem Pfarrer: «Ich bin halt nicht so ein Predigtgänger, ich gehe am Sonntag lieber in den Wald»: Haben Sie den Satz auch schon gehört, Herr Schiltknecht?

Oja, den kenn ich. Und das ist auch gut so: Mir selbst gefällt's ja auch draussen im Wald.

Weil der Wald irgendwie auch heilig ist?

Für mich ist der Wald ein Organismus, eine Lebensgemeinschaft. Vielfältig. Immer anders. Nicht fassbar. Der Wald nimmt mich auf, umfasst mich, gibt mir Geborgenheit. Darum wohl sprechen viele von der Kathedrale Wald. Wenn ich in den Wald gehe, erzählt jeder Baum, jede Pflanze, jeder Stein eine Geschichte.

Und sagt was?

Alle berichten von ihrem Leben. Ich sehe, wie es ihnen geht: wie der Boden beschaffen ist, auf dem sie stehen, wie viel Licht sie bekommen, wie die Menschen mit ihnen umgehen.

Sie haben ursprünglich Forstwirtschaft studiert. Stand diese Faszination am Anfang des Studiums?

Unbewusst wohl schon. Ich war als Bub ständig im Wald. Er war mein Lebensraum. Als Mathematikinteressierter war dann Forstingenieur ein naheliegendes Studium.

Mit 28 Jahren haben Sie umgesattelt und sind Pfarrer geworden. Weshalb?

Als ich mein Studium abschloss, waren Stellen rar. Und die wenigen, die es gab, wurden parteipolitisch vergeben. Ich habe dann eine Weiterbildung in einem Aufforstungsprojekt in Afrika gemacht. Und dort bald einmal gemerkt: Diese Arbeit ist nicht mein Ding.

Warum? Aufforstung tönt doch sinnvoll.

Ich war verantwortlich für einen Pflanzgarten: Man wollte die Dorfbewohner am Rand der Sahelzone dazu bringen, selbst kleine Gärten anzulegen, damit sich die Wüste nicht immer weiter südwärts frisst. Für mich war das

ein unmögliches Unterfangen, weil wir als europäische Ingenieure über die kulturellen und religiösen Hintergründe der Menschen dort viel zu wenig wussten. Ich kam damals zur Überzeugung, dass jede Veränderung nur bei uns selbst anfangen kann.

Gab das schliesslich den Ausschlag zum Theologiestudium?

Ja. Ich begann, Fragen zu stellen: Wo komme ich her? Wer bin ich denn, dass ich mir anmasse, Menschen aus einer mir fremden Kultur etwas beizubringen? Und: Was weiss ich eigentlich über meine eigene Kultur, meine Wurzeln, meinen Lebensraum?

Dann wurden Sie Pfarrer und bekamens anstatt mit Bäumen mit Menschen zu tun. Ein ganz anderes Berufsfeld?

Nicht so sehr! In beiden Berufen habe ich es mit gewachsenen, wachsenden, nachwachsenden, also sich wandelnden Gemeinschaften zu tun. Mit Pionieren und Randgruppen, mit Verdrängern und Verdrängten, mit Sonnensuchern und Schattengedeihern, mit Angepassten und Widerständigen...

Der Förster bewirtschaftet den Wald, er kontrolliert, greift ein – so einflussreich ist der Pfarrer in der Kirchgemeinde doch wohl nicht.

In gewisser Weise doch. Auch als Pfarrer muss ich schauen, dass jeder seinen, jede ihren Platz findet. Dass der Verdrängungswettbewerb nicht überhandnimmt. Aber ich möchte gleich einschränken: Als Gemeindeleiter sehe

ich mich nicht. Das Kirchgemeindeleben ist nicht das Werk eines Einzelnen, es ist ein Gemeinschaftswerk.

Die schwedische Schriftstellerin Kerstin Ekman spricht von zwei Sehnsüchten, die der Mensch mit dem Wald verbinde: der Traum vom besiegten Urwald – und der Traum von der Rückkehr in die paradiesische Urform. Ein ewiger Zwiespalt?

Sicher. Mir kommt das Schweizer Waldgesetz in den Sinn. 1878 hat sich die Schweiz nach verheerenden Überschwemmungen und Verwüstungen ein pionierhaftes Waldgesetz gegeben. Darin wurde erstmals der Begriff der Nachhaltigkeit geprägt: Was gerodet wird, muss wieder aufgeforstet werden. Das war damals sehr modern. Heute sprechen Ökologen weltweit davon. Nachhaltigkeit heisst nichts anderes als: Was du der Natur nimmst, musst du ihr wieder zurückgeben. Denn praktisch in jedes Waldgefüge in der Schweiz hat der Mensch schon eingegriffen.

Dass sich der Mensch die Erde untertan machen soll, ist ja ein biblisches Gebot.

Untertan machen, beherrschen: Das gefällt mir nicht. Ich würde den Begriff eher mit «veredeln» übersetzen.

Was wäre demnach ein «unedler Wald»?

Monokultur ist für mich ein Unding. Reine, gleichförmige Waldbestände erzielen zwar einen grösseren Holzertrag, aber sie sind völlig unnatürlich. Je vielfältiger ein Wald ist, desto überlebensfähiger ist er. Monokulturen zeugen von kurzfristigem Denken – Förster müssen langfristig denken. Was sie planen und pflanzen, werden sie wohl nicht mehr selbst schlagen. Auch das ist übrigens ein Gedanke, der mich an meine Arbeit im Pfarramt erinnert. Ein Blick in die alten Kirchenrodel, wo die Geburts- und Todestage der Bewohner von Ringgenberg aufgeführt sind, sagt mir: Du schreibst hier weiter, was andere lange vor dir angefangen haben.

Muss man die Menschen an ihre Waldverbundenheit erinnern?

Hier oben in Ringgenberg, unter dem Brienzergrat, muss man das nicht: Da wissen alle um ihre Abhängigkeit. Ich erinnere mich an meine erste Gemeindeversammlung. Da wurde diskutiert, ob man die Forstgruppe abschaffen könne. Da stand ein alter Dorfbewohner auf und fragte: Wollt ihr wirklich einen solchen Blödsinn machen und die Arbeiter wegsparen, die uns jahrzehntlang mit ihrer Arbeit am Schutzwald vor Katastrophen bewahrt haben? Der Antrag wurde abgelehnt.

Auch die reformierte Kirche steht direkt unter dem Schutzwald. Spielt der Wald auch sonst eine Rolle im Pfarreraltag?

Man trifft mich oft beim Holzen an, rund ums Pfarrhaus. Und an Ostern zünden wir ein Osterfeuer an. Der Wald ist hier Bauholzlieferant, Lawinenschutz, Wärmespender. Wald ist Sinnbild für Leben, Werden und Vergehen. Und für die Auferstehung. Gerade zu Ostern wird das besonders schön sicht- und erlebbar.

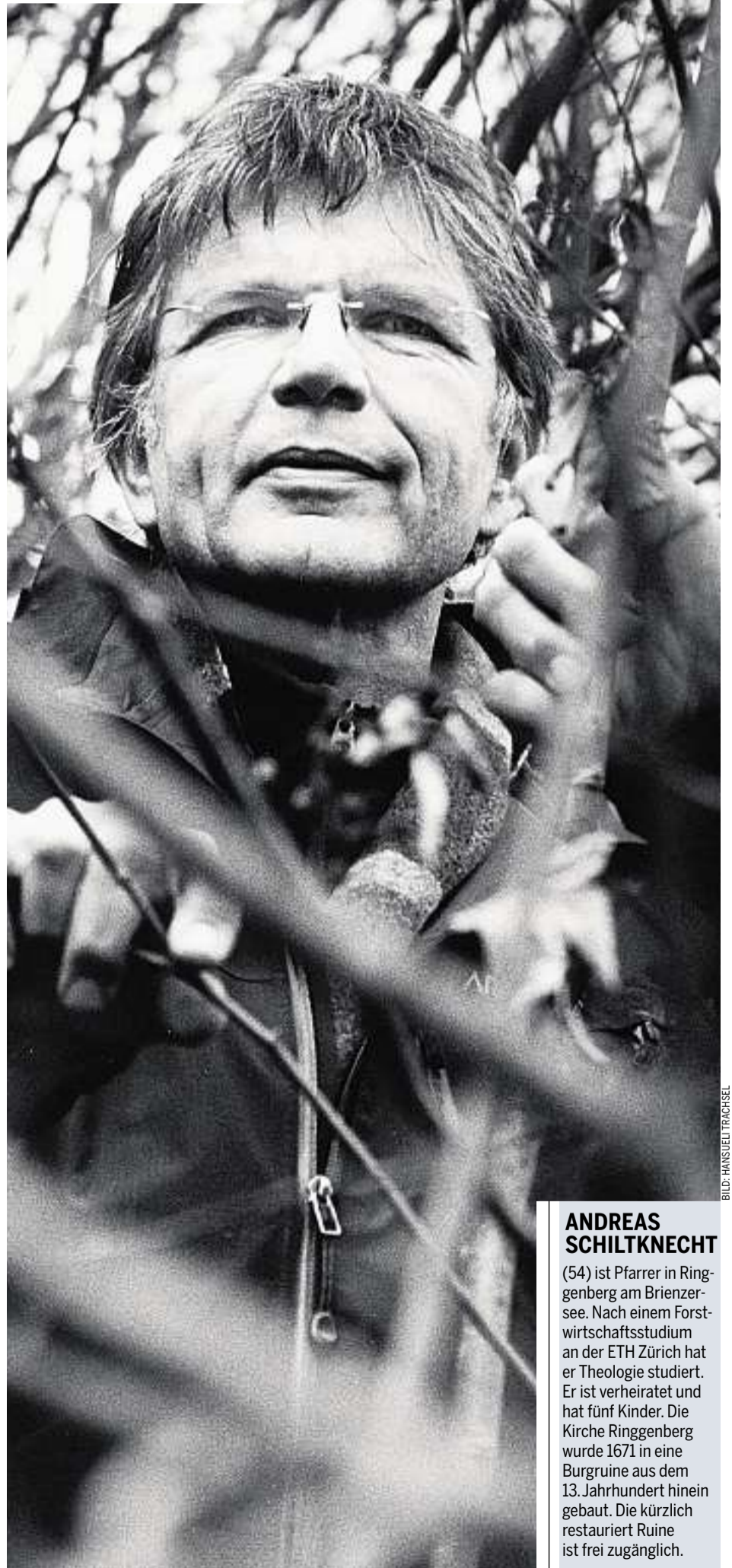
Wir schulden Ihnen noch die Fortsetzung der eingangs erwähnten Anekdote. Der Pfarrer antwortete: «Dann wird wohl auch der Förster Sie dereinst beerdigen.» Ist das konsequent oder kleinlich?

Für mich gibts diese Zweiteilung «Hier die Kirche – da die Welt» nicht. Der Förster ist nicht mein Konkurrent. Die Kirche soll sich nicht abspalten, sie ist Teil des Lebens, des Dorfes, der Geschichte. Diese gemeinsame Geschichte ist lang und zeigt eine Stärke, die wir teilen können – mit allen. Auch mit den Förstern im Wald.

INTERVIEW: RITA JOST, SAMUEL GEISER



«Pfarrer und Förster haben in ihrem Beruf mit Pionieren und Randgruppen zu tun.»



ANDREAS SCHILTKNECHT

(54) ist Pfarrer in Ringgenberg am Brienzersee. Nach einem Forstwirtschaftsstudium an der ETH Zürich hat er Theologie studiert. Er ist verheiratet und hat fünf Kinder. Die Kirche Ringgenberg wurde 1671 in eine Burgruine aus dem 13. Jahrhundert hinein gebaut. Die kürzlich restaurierte Ruine ist frei zugänglich.

Belehrender Bilderreigen

SPIRITUALITÄT/ Der Bild-Text-Band «Es glaubt» spürt dem Religiösen im Alltag nach.

Bild und Text gleichberechtigt und aufeinander bezogen zu präsentieren – das ist die Kunst, die der Kleinverleger Lars Müller schon bei einigen Buchprojekten vorbildlich gelöst hat. Auch in dem zusammen mit dem ehemaligen Jesuiten und Publizisten Lukas Niederberger herausgegebenen Buch ist dies wieder mustergültig gelungen. Im Zentrum steht die These, dass auch in unserer scheinbar säkularen Gesellschaft in allen Lebensbereichen das Religiöse nistet. So werden Alltagsphänomene wie Popkultur und Sport, Architektur und Sexualität, Konsum und Politik auf ihre Rituale und Glaubenshaltungen hin überprüft. Vor allem wollen die klug montierten Fotoessays den Leser und die Leserin ins Buch hineinziehen. Die Bilder helfen auch, die inflationär vorgetragene These von der «Rückkehr des Religiösen» einzuordnen, die ja in Europa, wie Lukas Niederberger bemerkt, vor «leeren Kirchenbänken» stattfindet.

ZEN UND AUTOWÄSCHE. Als Fotobuch funktioniert das Buch weit besser denn als Lesebuch. Über die Anordnung der Fotos wird das Gemeinsame von scheinbar Nicht-zusammengehörigem herausgestellt. Hingebungsvoll gestaltet da beispielsweise ein buddhistischer Mönch mit dem Rechen in dem mit Kieselstein bedeckten Zen-Garten seine Ornamente. Eine Seite weiter werden dann Autobesitzer platziert, die mit ähnl-

cher Daseinsfreude ihr Vehikel waschen. Andere Bildstrecken zeigen die entfesselte Leidenschaft für den Sport, die Vergötzung von Mammon und Konsum, die kultische Überhöhung des weiblichen Körpers. Und dass die Schöpfermythen der Weltreligionen durchaus mit den virtuellen Welten der jugendlichen Computerfreaks von heute übereinstimmen, wird von den Fotos frech behauptet.

ZU SPERRIGE BEGRIFFE. In den Texten dazu werden die Thesen der Fotoessays vertieft. Zentral bleibt bei allen Autoren, dass Spiritualität sich nicht nur in den institutionalisierten Religionen auffinden lässt, sondern an völlig weltlichen Orten. Einige Verfasser der Textessays setzen aber einen versierten Leser mit grossem Hintergrundwissen voraus. Sperrige Begriffe aus Theologie, Soziologie und Philosophie hindern am Lesevergnügen. Dies ist die Schwäche des Buches. Der Herausgeber Lukas Niederberger, der Theologe Patrick Huser oder der Publizist Jürg

Altwegg schaffen es indes, prägnant und populär zugleich zu sein. Das Glossar mit den wichtigsten religiösen Grundbegriffen hilft, auch die weniger zugänglichen, streng wissenschaftlichen Texte zu verstehen.

FACETTENREICHTUM. Fazit: «Es glaubt» gehört eigentlich in jede Bibliothek von Menschen, die sich von Spiritualität angezogen fühlen. Vor allem, weil es ein so facettenreiches und klug informierendes Bilderbuch ist. **DELFBUCHER**



Lukas Niederberger, Lars Müller (Hrsg.): Es glaubt. Suchen nach Spiritualität und Religion. Verlag Lars Müller, Baden 2009, Fr. 67.–.



Gleichförmige Kleidung dient den Angehörigen vieler Religionen dazu, ihren gemeinsamen Glauben und ihre Zusammengehörigkeit zu betonen

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Tierisch bunte Ostergesellschaft: Hase, Pfau, Pelikan

VERSAMMLUNG. Eine merkwürdige Schar von Tieren trifft sich jedes Jahr zum Osterfest. Angeführt wird sie vom Hasen. Wegen seiner Fruchtbarkeit gilt er als Symbol des Lebens. Er ist heute das populärste Ostertier. Doch schon kommt das Lamm und blökt, in der Ostergeschichte komme gar kein Hase vor, dafür das Lamm Gottes. «Blödes Opfertier», kräht der Hahn dazwischen, «ich bin wichtiger: Mit meinem Ruf wecke ich die Menschen und begrüsse das Licht, das die Finsternis vertreibt.»

DURCHSCHNITT. Das Trio an der Spitze gibt ein kurioses Bild ab: kein imposanter Löwe, kein mächtiger Elefant und kein stolzer Adler – dafür ein scheuer Hase, ein verletzliches Lamm und ein krächzender Hahn. Das zentrale Fest der Christenheit wird von einer ziemlich durchschnittlichen Tiergesellschaft begleitet.

SYMBOLE. Anzutreffen sind die österlichen Symboltiere auf Bildern und Glasfenstern in Kirchen oder als Steinfiguren auf Friedhöfen. Einige spielen auch im Brauchtum eine Rolle: Hase, Lamm und Hahn sind die bekanntesten, aber bei Weitem nicht die einzigen. Auch der Esel gehört dazu. Er hat Jesus am Palmsonntag nach Jerusalem getragen und gilt als Zeichen des Friedens. Oder der Schmetterling, der auf subtile Weise das Geheimnis von Tod und Auferstehung verkörpert: Als Raupe ist er gestorben, als Sommervogel zu neuem Leben erwacht.

AUFERSTEHUNG. Und dann der Pfau: Mächtig plustert er sich auf. Weil er sein leuchtend farbiges Federkleid im Herbst abwirft und im Frühjahr ein neues erhält, gilt er der christlichen Kunst des Mittelalters als Auferstehungssymbol. Bei so viel Pracht kann die Weinbergschnecke nicht mithalten. Aber auch sie zählt zu den Ostertieren, schliesslich stösst sie im Frühling den Kalkdeckel ihres Häuschens auf und streckt leise ihre Fühler aus: Auferstehung im Schnecken tempo.

TÄUSCHUNG. Und dann hat sich noch einer in die Reihe der Ostertiere eingeschlichen, der eigentlich gar nicht dazugehört: der Pelikan. Die frühen Christen meinten, er füttere seine Jungen mit dem Blut seiner Brust. Doch was sie für Blut hielten, war bloss eine Verfärbung des Gefieders im Kehlenbereich, wie sie für den Krauskopfpelikan während der Brutzeit typisch ist.

SYMPATHISCH. Zu keinem andern Fest im Kirchenjahr versammeln sich so viele Tiere wie zu Ostern. Alle zeichnen sie sich aus durch Hingabe und Wandlungsfähigkeit, durch Geduld und Wachsamkeit. Natürlich gäbe es auch anderes über sie zu berichten: Der Hase ist ängstlich, das Lamm unselbstständig, der Esel stur, der Pfau eitel, die Schnecke schleimig. Keine perfekten Vorbilder also, sondern Wesen mit schönen und weniger schönen Seiten. Genau wie wir. Und das macht sie doch erst recht sympathisch, diese bunte tierische Ostergesellschaft.

LEBENSFRAGEN

Auf der Suche nach einem umfassenden Glück

INNERE UNRUHE/ Wie finde ich zu wahren Glück? Eine Leserin stellt die uralte Menschheitsfrage.

FRAGE. Was kann ich tun, damit ich mein Leben als glücklich und sinnvoll empfinde? Im Kopf weiss ich, dass ich ein gutes Leben habe. Mein Mann und ich haben einen 24-jährigen Sohn, der noch bei uns lebt. Ausser, dass er für sein Alter noch etwas unselbstständig ist und keine klaren Ziele vor Augen hat, haben wir mit ihm keine Sorgen. Ich habe einen Mann, der mich unterstützt, ehrlich ist und mich nicht betrügt. Doch seit ich denken kann, habe ich das Gefühl, dass ich woanders und mit jemand anderem glücklicher wäre. Ich weiss ganz genau, dass ich selbst das Problem bin. In mir drin ist etwas, das mich nicht glücklich werden lässt. Ich denke manchmal, dass es an der vielen Arbeit im Haus und Garten liegt – aber wenn diese nicht wäre, gäbe es andere Gründe, um zu hadern. Könnte mir wohl Meditation oder Reiki helfen? F.S.

ANTWORT. Liebe Frau S., mag sein, dass Meditation weiterhilft, aber ich glaube nicht, dass eine bestimmte Lehre die Antwort auf Ihre Fragen bringt. Die Lösung liegt vermutlich näher, als Sie meinen – nämlich in Ihnen selbst. Beim Lesen Ihres Briefs kommt mir ein Bibelvers in den Sinn: «Suchet zuerst nach Gottes Reich und seiner Gerechtigkeit, alles andere wird euch geschenkt werden» (Mt. 6, 33). Für mich heisst das: Es gibt so etwas wie einen inneren Auftrag.

Sie können ihn suchen, indem Sie sich fragen: «Was ist der Ruf Gottes für mich? Was möchte ich noch verwirklichen?» Das muss nichts Grossartiges sein, aber das Ihre. Es zu vollbringen, macht glücklich und stolz.

Meist definieren wir Glück als das Erleben von Vergnügungen – welcher Art auch immer. Die Glücksforschung zeigt aber, dass Glückserfahrungen, die durch Konsum oder rein äusserliche Erlebnisse hervorgerufen werden, nur vorläufig sind. Wenn wir jedoch ganz bei einem Tun sind und dieses aus innerstem Antrieb kommt, erfahren wir tiefe Befriedigung. Ich denke, dass Jesus diese Art von Glück meinte, als er davon sprach, dass uns «alles geschenkt» werde. Mit anderen Worten: Glück können wir nicht direkt und von uns her ansteuern. Es wird uns geschenkt, wenn wir uns für etwas Grösseres einsetzen als für privaten Konsum oder individuellen Genuss.

Deshalb: Fragen Sie nicht bange, ob Sie glücklich seien oder nicht, sondern versuchen Sie herauszufinden, wofür sich ein Einsatz lohnt. Ich finde es sehr weise, dass Sie sich nicht kurzentschlossen auf eine neuen Beziehung einlassen, sondern realisieren, dass das Problem bei

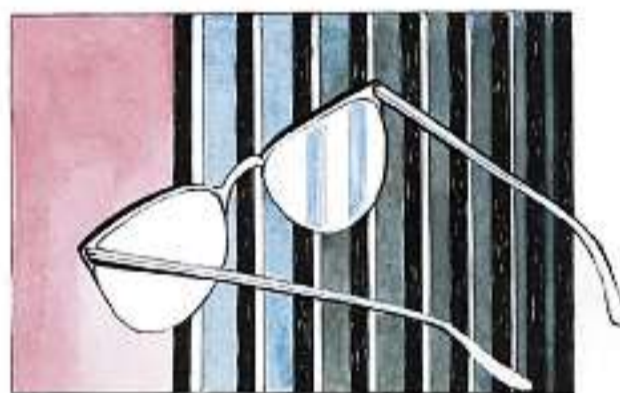


ILLUSTRATION: VERENA STUMMER

Ihnen selbst liegt, das heisst bei Ihrem eigenen Blickwinkel, den Sie gegenüber dem Leben haben.

Mein konkreter Vorschlag ist: Schreiben Sie sich doch einmal auf, was Ihnen alles keine Freude macht, und dann versuchen Sie, diese Punkte zu verringern. Zum Beispiel durch die Hilfe von anderen: Ihr Sohn könnte Ihnen doch in Haus und Garten einiges abnehmen. Ich habe den Eindruck, dass er sonst antriebslos im «Hotel Mama» versumpft. Sie selbst erhalten dadurch Freiräume und können Ihre eigenen Ziele verfolgen. Fehlen Ihnen solche Ziele? Dann ist es Zeit, dass Sie danach fragen. Es gibt eine wunderbare Geschichte in der Bibel von einer Frau namens Martha, die immer für die Bedürfnisse anderer da war, dabei aber das Wesentliche verfehlt hat (Lk. 10, 41). Ich wünsche Ihnen viel Freude und Ausdauer beim Beantworten dieser Fragen!



GINA SCHIBLER Theologin und Pfarrerin in der Kirchgemeinde Erlenbach, gina.schibler@zh.ref.ch

IN DER RUBRIK «Lebens- und Glaubensfragen» beantwortet ein theologisch und psychologisch ausgebildetes Team Ihre Fragen. Alle Anfragen werden beantwortet. In der Zeitung veröffentlicht wird nur eine Auswahl.

SENDEN Sie Ihre Fragen an: «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich lebensfragen@reformiert.info

volks
hochschule
des
kantons
zürich

ab Mai 2010

Ringvorlesung: Freiheit und Menschsein
Ringvorlesung: Vom guten Leben - eine Spurensuche
Zen-Meditation - Mystik mit offenen Augen
Achtsamkeit und Spiritualität
Orthodoxe Kirchen: Geschichte und Gegenwart

Programm www.vhszh.ch T 044 205 84 84

BIBLIODRAMA

Ökumenischer Ausbildungskurs 2010-2012

Informationstag: 1. Mai 2010, 09.30-16.00 Uhr
Startwoche: 4. - 8. Oktober 2010
Ort: RomeroHaus, Luzern
Leitung: Cäcilia Koch, Bruno Fluder, Verena Hofer (Arbeitsgemeinschaft Bibliodrama Schweiz ABS)
weitere Informationen/Anmeldung:
www.biblioArt.ch/Ausbildung



Kirchenführung Kreuzkirche by night 2010

Kirchen sind besondere Räume, in denen Generationen von Menschen ihre Erfahrungen machten mit Gott und dem Heiligen.
Auch im Jahr 2010 bieten wir wieder Kirchenführungen an. Bei diesem nächtlichen Rundgang sind die Architektur, die Symbolik und die Spiritualität dieses Raumes zu erahnen.

Dienstag, 30. März 2010, 21.00 Uhr
Dauer: ca. 1 Stunde
Musik: Werner Kläy, Klarinette/Saxophon
Lesungen: Dorothee Kohler
Führung: Pfarrer Herbert Kohler

Kreuzkirche | Dolderstrasse 60 | 8032 Zürich
Tram 3 | 8 | 15 Römerhof
Bus 33 Klosbach
www.kreuzkirche.ch



KULTUREN ERLEBEN – MENSCHEN BEGEGNEN

DAS HEILIGE LAND – ein Land das Geschichte erzählt und im Brennpunkt der Weltpolitik steht. Schon die Namen der Stätten wie „Berg der Bergpredigt“, „Bethlehem“ oder „Jerusalem“ ziehen einen fast magisch in ihren Bann. Entdecken Sie bei einer Studienreise das Land und wandeln auf den Spuren Jesu.

Bestellen Sie jetzt unsere Kataloge 2010 unter Telefon 0049 711 619 250

GRUPPENREISEN
Sie organisieren **Gruppenreisen** für Ihre Gemeinde, Ihren Verein oder Freundeskreis? Fragen Sie uns – wir erstellen ein „maßgeschneidertes“ Angebot nach Ihren Wünschen! Vorab können Sie bei einer **Einführungsreise** das Land kennen lernen, in das Ihre Gruppenreise führen soll. Näheres dazu bei Frau Stratmann, Telefon 0049 711 6192543 oder per E-Mail: renate.stratmann@biblische-reisen.de


Einführungsreise Heiliges Land: 08.-15.06.2010

Ihr Spezialist für Studienreisen – weltweit.




Biblische Reisen GmbH
Silberburgstraße 121
70176 Stuttgart
Telefon 07 11/6 19 25-0 · Fax -811
E-Mail: info@biblische-reisen.de
www.biblische-reisen.de

Jede Minute erblindet ein Kind



Sie können das ändern. Mit nur **50 FRANKEN** ermöglichen Sie eine Augenoperation und verändern so das Leben eines Grauen-Star-Blinden. **180 FRANKEN** kostet die Operation eines Kindes unter Vollnarkose. Helfen Sie mit!

Christoffel Blindenmission
Postfach, 8027 Zürich, Tel. 044 202 21 71
info@cbmswiss.ch, Spenden 70-1441-5



Online-Spenden: www.cbmswiss.ch



KRISEN BEWÄLTIGEN – DAS LEBEN VERTIEFEN

Die Klinik SGM Langenthal ist eine anerkannte, christliche Fachklinik mit stationären, tagesklinischen und ambulanten Behandlungsangeboten für Menschen in psychischen Krisen.

Psychosomatik
Psychiatrie
Psychotherapie

www.klinik-sgm.ch

Bestellen Sie jetzt **kostenlos** unser Magazin «Lebensnah» zum Thema «Angst»!
Mit Talon, per Telefon (062 919 22 11) oder einfach online.

Vorname / Name _____
Strasse _____
PLZ / Ort _____

Talon an: Klinik SGM Langenthal, Weissensteinstrasse 30, 4900 Langenthal



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

Unser Fachbereich Katechetik schult und fördert Katechetinnen und Katecheten. Er unterstützt Kirchgemeinden in der christlichen Bildung von Kindern und Jugendlichen. Er berät Schulen bei der Vermittlung von religiösen und ethischen Inhalten.

Infolge Pensionierung des jetzigen Stelleninhabers suchen wir per 1. Januar 2011 eine/einen

Leiterin / Leiter Bereich Katechetik (80 – 100 %)

Ihre Kernaufgaben

- Operative Leitungsverantwortung für alle Tätigkeiten des Bereichs
- Leitung der Katechetinnen- und Katechetenausbildung
- Teamleitung (12 Mitarbeitende, deutsch- und französischsprachig)
- Beratung von kirchlichen und schulischen Behörden und Unterrichtenden
- Vertretung des Fachbereichs auf kantonaler, schweizerischer und internationaler Ebene

Ihr Profil

- Abgeschlossenes Hochschulstudium (Universität oder Fachhochschule), vorzugsweise in Theologie oder Pädagogik
- Führungsqualifikationen und -erfahrung
- Kirchliche oder schulische Unterrichtserfahrung
- Erfahrung in der Erwachsenenbildung
- Kirchlich engagiert (Mitglied einer Kirche des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes oder der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa)

Wir bieten Ihnen eine anspruchsvolle Führungsposition mit attraktiven Anstellungsbedingungen. Ein motiviertes Team freut sich auf die Zusammenarbeit mit Ihnen.

Ihre schriftliche Bewerbung senden Sie bis 9. April 2010 an den Personaldienst der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, Bürenstrasse 12, Postfach, 3000 Bern 23.

Auskünfte erteilen gerne
der zuständige Synodalrat, Gottfried Locher, Tel. 031 535 57 70,
und der Stelleninhaber Hans Ulrich Burri, Tel. 031 350 85 85, hansulrich.burri@refbejuso.ch.

Weitere Infos: www.refbejuso.ch

Seit 16 Jahren finden Singles ihren Wunschpartner bei

PRO DUE

Dank seriöser Vorabklärungen kommen Sie mit Leuten in Kontakt, die gut zu Ihnen passen. Machen auch Sie diesen Schritt und verlangen Sie unsere Informationsunterlagen.

ZH 044 362 15 50 www.produe.ch



Unterwegs zum Du

für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert

Basel 061 313 77 74
Bern 031 312 90 91
Ostschweiz 071 640 00 80
Zürich 052 672 20 90 www.zum-du.ch

Wir können aus Wasser keinen Wein machen.

Aber aus Anzeigen Werbeerfolg!



reformiert.

Buchen Sie Ihre Anzeige in «reformiert.» am besten noch heute und profitieren Sie von attraktiven Preisen und einer beglaubigten Auflage von 716 000 Exemplaren in den Kantonen Aargau, Bern, Graubünden und Zürich. «reformiert.» erscheint monatlich (im Kanton Zürich 14-tägig) und wird per Post zugestellt.

www.reformiert.info

Rufen Sie uns am besten gleich an und informieren Sie sich auch über unsere günstigen Beilagepreise.

Wir freuen uns auf Sie unter Telefon 044 268 50 30, per Fax 044 268 50 09 oder E-Mail anzeigen@reformiert.info



Lebt intensiv, glaubt intensiv: Jannis Zinniker, orthodoxer Christ aus dem Aargau

Wenn Ost und West gemeinsam Ostern feiern

ORTHODOXIE/ Die Mönche auf dem Berg Athos haben Jannis Zinniker gelehrt, wie er seinen Glauben leben kann. Auch hier.

Wenn Jannis Zinniker am frühen Morgen des 4. April mit seiner Familie das Ostermahl geniesst, ist es für seine Töchter und seine Frau der Anfang des Festes, für ihn eine Fortsetzung. Denn er hat während der Nacht in der russisch-orthodoxen Kirche den Auferstehungsgottesdienst gefeiert und zuvor all die langen Gottesdienste der Karwoche. Er hat sich, wie jedes Jahr, eine Woche lang der Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu angenähert, zusammen mit vielen anderen Gliedern der russisch-orthodoxen Gemeinde von Zürich.

Dass die Ost- und Westkirchen heuer am gleichen Datum Passion und Auferstehung Christi feiern, ist aussergewöhnlich: Das orthodoxe Kirchenjahr richtet sich nämlich nicht nach dem bei uns geltenden Kalender (vgl. Box rechts).

SUCHEN. Jannis Zinniker hiess ursprünglich Johann und wuchs in einer reformiert und pietistisch geprägten Familie im Aargau auf. Er wurde Lehrer, war in den Ferien viel unterwegs – und fand in

einer kleinen Mönchssiedlung auf dem griechischen Berg Athos seine spirituelle Heimat. Nach seinem Übertritt zur Orthodoxie wurde aus Johann Jannis. «Mönchspriester Joakim, mein geistlicher Vater, lehrte mich, intensives Glaubensleben mit dem Leben in der Welt draussen zu verbinden.» Zinniker blieb denn auch nicht im Kloster, sondern arbeitete als Musiklehrer, Reiseleiter, Autor und Journalist. Und er setzte sich nach seiner Rückkehr in die Schweiz schon früh für die Integration der Menschen aus Südosteuropa ein.

LESEN. Und jetzt, in der Passionszeit 2010, sitzt er am Küchentisch und vertieft sich in die von der orthodoxen Tradition vorgegebenen Texte. Es sind jedes Jahr die gleichen. Aber: «Es ist jedes Jahr anders. Meine Erfahrungen und das, was ich lese, fügen sich immer wieder neu zusammen.» Die Psalmen zum Beispiel, die von Gewalt und Empörung sprechen, bringen ihm unerwartet Einsichten in die eigenen seelischen Konflikte. «Der Zyklus

des Kirchenjahrs führt mich in einer Spiralbewegung weiter», sagt Zinniker. So erlebt er das eigene Alterwerden als Weg, den er gelassen gehen kann.

FASTEN. Die Orthodoxie erwartet von den Gläubigen in der Passionszeit nicht totale Enthaltensamkeit, sondern den Verzicht auf Produkte tierischen Ursprungs. Jüngere orthodoxe Theologen sehen den Sinn des Fastens nicht in sklavisch befolgten Ernährungsvorschriften. Vielmehr solle man fragen: Was hindert mich am geistlichen Leben? Vielleicht ist ja ein «Unterhaltungsfasten» das Richtige: kein Theater, kein Kino, kein Konzert. «Die Zeit, die ich gewinne, weil ich da und dort nicht dabei bin, setze ich ganz bewusst für Gebet und Besinnung ein», sagt Jannis Zinniker. Das Nachdenken, der sorgsame Umgang mit Zeit und Nahrung, die Gemeinschaft in den Gottesdiensten während der Karwoche – all das führt durch die Tage der Passion zum Höhepunkt der Auferstehungsfeier, zur Osterfreude. Jedes Jahr neu. **KÄTHI KOENIG**

GRETCHENFRAGE

FRANZISKA TEUSCHER, 52, zweifache Mutter, setzt sich für eine intakte Umwelt ein: als Nationalrätin, als Vizepräsidentin der Grünen Partei und als Präsidentin des Verkehrsclubs (VCS).



«Im Wald fühle ich mich als Teil eines grossen Ganzen»

Wie haben Sie es mit der Religion, Frau Teuscher?

Auch heute noch werden Menschen verfolgt und unterdrückt im Namen der Religion. Doch Religion bedeutet auch Nächstenliebe. Und damit zwei für mich zentrale Werte: Solidarität und soziale Gerechtigkeit.

Glauben Sie an eine höhere Macht?

Als Biologin weiss ich: Aus Einzellern haben sich immer komplexere Organismen entwickelt – bis hin zum Menschen. Und trotzdem frage ich mich ab und zu: Ist die Schönheit und der Duft einer Blumenwiese, das Gezwitscher der Vögel, die Intelligenz der Menschen nur eine rein logische Folge der Evolution? Oder steckt hinter der Vielfalt und Perfektion der Natur nicht mehr – eine höhere Macht?

Finden Sie dieses Geheimnis in der Natur?

Ja, wenn ich meinen naturwissenschaftlich-analytischen Blick ablege. Dann ist die Natur ein Märchenbuch, in dem sich viel Geheimnisvolles und Unerwartetes versteckt und in dem man sogar das Paradies auf Erden entdecken kann.

Tanken Sie bei einem Waldspaziergang neue Kraft?

Ein Waldspaziergang ist etwas vom Schönsten. Ich liebe den dunklen Tannenwald, den lichten Föhrenwald und die Laubwälder mit all ihren grünen Schattierungen der Blätter. Es hat etwas Meditatives: Ich kann den Alltag hinter mir lassen und fühle mich als Teil eines grossen Ganzen, in dem Werden und Vergehen einen Kreislauf bilden. Das gibt mir Kraft für den Alltag.

Woran halten Sie sich in Momenten grösster Verzweiflung?

Zum Glück habe ich bis jetzt selten solche Momente erlebt. Und wenn, gebe ich mich dem Strudel der Gefühle ganz hin, grübele und hinterfrage. Der einzige Halt ist dann, zu wissen, dass Zeit auch die grössten Wunden heilt. Meine Familie ist mir in solchen Momenten zum Glück eine grosse Stütze.

INTERVIEW: DANIELA SCHWEGLER

Ostern in Ost und West

Das Osterdatum richtet sich nach dem Vollmond und der Tagundnachtgleiche. Die orthodoxen Kirchen folgen dem julianischen Kalender, die westlichen dem gregorianischen, der im 16. Jahrhundert eingeführt wurde und dreizehn Tage Vorsprung hat. Dass westliche und orthodoxe Ostern wie dieses Jahr und nächstes Jahr zusammenfallen, ist deshalb eine Ausnahme. **KK**

CARTOON



FILMTIPP



Orthodoxe Mönche in Jerusalem

KINO SECHS KONFESSIONEN UNTER EINEM KIRCHENDACH

Eine Kirche und sechs Konfessionen stehen im Kinofilm «Im Haus meines Vaters sind viele Wohnungen» im Zentrum. Der Dokumentarfilm über die Jerusalemer Grabeskirche zeigt, wie äthiopische, armenische, griechische, koptische, katholische und syri-

sche Christen im wahren Sinne des Wortes Tür an Tür leben. Wirklich geschwisterlich geht es in der Kirchengemeinschaft allerdings nicht zu und her. Eifersüchtig wacht jede Religionsgemeinschaft über ihre Anteile, und bei wichtigen Festtagen kommen sie sich mit

ihren Prozessionen in die Quere. Erst in der Nacht kehren Ruhe und Frieden ein. Dann wird die Kirche zum Zentrum mystischer Versenkung und spiritueller Sehnsucht. **DS**

FILM: «Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen» läuft ab 1. April in den Kinos.